

Bei den Höllenvettern : Lesefrüchte aus einem alten Buch

Autor(en): **Renker, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **58 (1954-1955)**

Heft 13

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bei den Höllenvettern

Von Gustav Renker

Mein Gegenüber in dem durch eine etwas langweilige Landschaft rasselnden Zug ist in ein offenbar sehr altes, grau gebundenes Buch versunken, und die Reaktion auf das Gelesene spiegelt sich sichtbar in seinem Gesicht. Um den Mund zuckt immer wieder ein Lächeln, verbreitet sich zum Lachen, endlich bricht aus der stummen Mimik ein kurz stossendes Gelächter.

«Entschuldigen Sie!» sagt er dann, «aber es ist wirklich zu lustig. Wissen Sie, wer wir sind...»

«Wir?»

«Ich meine wir Schweizer. Höllenvettern sind wir — da bitte!»

Er reichte mir das Buch; ich könne ruhig ein wenig «schnusen», meinte er, denn er habe immer noch Zeit, darin zu blättern.

«Geographisches Lesebuch für alle Stände. Helvetien oder die Schweiz. Prag 1809. In der Diesbachischen Buchhandlung.» Und schon auf der ersten Seite finde ich die Erklärung für das Gelächter meines Gegenübers. Da wird nämlich der Name Helveter dahin ausgedeutet, dass die Ureinwohner der Schweiz den Höllengott Pluto angebetet hätten; daher nannte man sie Höllenvettern. Und Schweizer? Auch dafür zitiert das Buch die Erklärung eines gewissen Felix Malleolus. «Kaiser Karl verbannte eine ganze Völkerschaft heidnischer Niedersachsen in die helvetischen Schneegebirge und sagte dabei: «Dort mögen sie schwitzen. Nun hiessen sie also Schwizer oder Schweizer.»

Ja, da muss ich nun wohl selbst lachen. Aber es gibt noch mehr Unterhaltendes in der alten Schwarte. Da ist zuerst einmal die Geographie, beziehungsweise die Benennungen. Der Brienzersee wird zum Bregenzersee umgetauft, der Berg Altels wird Alt-Els geschrieben — möglicherweise ist der Name tatsächlich aus einer mit irgendeiner Els verbundenen Sage entstanden. Und der Jura wird auch Jurtengebirge genannt. Jura kommt vom keltischen Wort Jor für Wald, während eine Jurte das Fellzelt der Mongolen bedeutet. Allerdings gibt es im Zuge des Hohgant im Berner Oberland einen

Berg namens Jurtenfluh. Ob da sprachliche Verwandtschaften bestehen?

Und weil wir gerade bei den Bergen sind: die Jungfrau, als der schönste, prächtigste Gebirgsstock gepriesen, ist nach den Worten des unbekanntem Verfassers mit «schrecklichen Abgründen und scheusslichen Felswänden umgeben». Da sich nun aber am eigentlichen Massiv der Jungfrau Felsenwände nur im unteren Teil (Schwarzmonch usw.) zeigen, dürften hier die Wände des ganzen Gebirgsstockes gemeint sein, mithin auch die Nordwände des Mönch und Eiger, die ja an Furchtbarkeit wirklich nichts zu wünschen übrig lassen. Nur scheusslich... nein, das finden wir heute nicht mehr. Grauenhaft gewaltig, grossartig und unnahbar, aber nicht scheusslich. Unsere Ansichten von den Bergen sind eben von jenen des Jahres 1809 recht verschieden.

1809 — da fällt mir ein: um diese Zeit bestieg schon der wackere Pater und Naturforscher Placidus a Spescha in Disentis verschiedene Gipfel des Oberalpstockes und kämpfte fanatisch, aber ergebnislos, auch die Spitze des Tödi zu erreichen. 1799 brannten die Franzosen in brutaler Weise Kloster, Archiv und Bibliothek nieder; dabei wurden auch die wertvollen geologischen und botanischen Sammlungen Speschas teils vernichtet, teils gestohlen. Bei der Beschreibung von Disentis erwähnt das zehn Jahre später erschienene Buch dieses dramatischste Ereignis des Klosters überhaupt nicht. Warum? Die Erklärung finden wir auf Seite 10: «Erst durch die Vermittlungsakte, welche die unter der Aufsicht von dem französischen ersten Konsul Bonaparte von biederer Schweizern entworfene neue Verfassungsurkunde der helvetischen Republik enthält, ward die Ruhe in diesem Lande wieder hergestellt, und es scheint nun neu aufzublühen.» Jetzt wird es verständlich, dass in einem von Gnaden Napoleons abhängigen Lande die Untat der Franzosen von 1799 nicht erwähnt werden darf. Ein solches Umfrisieren historischer Tatsachen haben wir ja erst kürzlich erlebt und erleben es auch heute noch. Zum Glück nicht in der Schweiz!

Bei der Beschreibung der verschiedenen Berge fällt noch die Schilderung des Matterhornes auf: «Die dünnste und spitzigste Felsennadel in den Alpen». Wie verschieden man doch die Berge im Laufe der Jahrhunderte betrachtet hat! Wenn wir das Matterhorn heute von Zermatt oder gar vom Gornergrat aus sehen, denken wir an eine ungeheure Pyramide, aber doch an keine Nadel — wie wir sie etwa von den Montblanc Aiguilles, der Guglia di Brenta, dem Campanile di Val Montanaia her kennen. Den Koloss über Zermatt mit einer Nadel zu vergleichen, kommt uns gewiss nicht in den Sinn. Aber für die Menschen von 1809 hatten die Berge eben ein ganz anderes Gesicht, man betrachtete sie mit anderen Augen als heute. Das kommt in diesem geographischen Lesebuch beim Kapitel Gemsjagd besonders zum Ausdruck. Was ich da zu lesen bekam, entlockte mir neuerdings manches Lachen.

So die von den Gemen aufgestellten, alle Viertelstunden abgelösten Schildwachen — oder der Jäger, der über die schrecklichsten Abgründe springt — oder die in die Berge getriebene Gemenherde, die sich mit Gewalt auf den Jäger stürzt und ihn in die Tiefe schleudert. Auch dass sich die Gemen auf den höchsten Gipfeln der Gebirge aufhalten, klingt uns recht unwahrscheinlich. Wer hat auf den Gipfeln von Matterhorn, Jungfrau, Montblanc usw. schon eine Gemse gesehen? Der Verfasser geht sogar noch weiter: er behauptet, dass die Ziegen den Gemen bis auf jene höchsten Gipfel nachsteigen und sich mit ihnen vermischen, dass es Blendlinge gibt, die als vorzüglich geschätzt werden. Es ist verständlich, dass auch hier dieses Märchen aufgetischt wird. Sogar in späteren, naturkundlich viel besser unterrichteten Zeiten wurde die Kreuzung zwischen Ziege und Gemse immer wieder behauptet. Nachgewiesen ist sie nicht und dürfte auch kaum nachweisbar sein. Denn die Gemse ist eine Antilopenart, die sich mit einer anderen, wesensfremden Tierart gar nicht kreuzen kann. Viel eher wäre dies zwischen Ziege und Steinbock möglich, die ja ziemlich nahe verwandt sind. Doch von dem 1809 in Prag erschienenen Buch darf man so genaue Kenntnisse der Schweizer Fauna natürlich nicht erwarten.

Doch nun zum schweizerischen Menschen! Wie hat man den vor anderthalb Jahrhunderten gesehen? Da schmeichelt es uns etwas, wie ausgezeichnet wir in diesem Buche wegkommen. Fast durchwegs weiss der Autor nur Rühmliches von unseren Vorfahren zu sagen. Sie seien arbeitsam

und von einfacher Lebensart, von etwas plumper, grober, doch sprechender, charakteristischer Bildung (was damit wohl gemeint sein mag?), mit dem Ausdruck der Biederkeit gestampelt, die ein Hauptzug im Nationalcharakter der Schweizer sei, «bei welchen man überhaupt genommen, viel Redlichkeit, Offenheit, Treue, Gutmüthigkeit, Gastfreiheit, ausdauernde Geduld, aber auch Starrsinn findet». Bei den ungebildeten Bergbewohnern trifft der Verfasser allerdings auch manche Züge wilder Rohheit, auch ist die Mässigkeit nicht überall zu Hause. Der Luxus hat schon grosse Fortschritte unter diesen gutartigen Naturkindern gemacht, und in mehreren der grösseren Städte herrscht eine Ueppigkeit, die der Zügellosigkeit in den Hauptstädten anderer europäischer Länder wenig nachgibt. Doch im Ganzen findet man hier immer noch mehr Sittenreinheit als anderswo.» Zu den Hauptzügen im Charakter der unverdorbenen Schweizerinnen gehöre Sittsamkeit, Keuschheit und Reinlichkeit; sie sind gute Gattinnen und Mütter.

Dass die Schweiz für den Ausländer ein teurer Boden ist, war schon damals bekannt. Das Lehrbuch klagt über die teuren Preise einer allerdings guten Kost und führt das erstens darauf zurück, dass die meisten der besseren Lebensmittel oft ziemlich weit herbeigeschafft werden müssten, zweitens aber, weil der Schweizer, wie dies in allen geldreichen Ländern der Fall sei, sich nicht mit einem kleinen Profitchen begnügen will. In dieser Hinsicht hat sich also offensichtlich nicht viel verändert, seit die Heere Napoleons in unserem Lande regierten.

Sehr ausführlich schildert das Buch alte Volksbräuche, und zwar auch solche, die wir heute längst nicht mehr kennen. Das «Alpenhirtenfest des Kantons Bern» allerdings — das ist uns unter dem Namen Unspunnenfest noch sehr vertraut. Es wird genau beschrieben, und damit auch das Alphorn, «eine uralte Hirtenmusik, die allerdings nur für Konzertsäle taugt, deren Decke der Himmel und deren Wände Eisberge und Felsenklüfte sind». Das könnte heute, wo man das Alphorn in Konzertsälen, ja sogar auf den lärmenden Perrons der Bahnhöfe hören kann, beherzigt werden.

Mit diesen wenigen Exempeln ist die reiche Fundquelle des Buches noch lange nicht erschöpft. Aber mein liebenswürdiger Mitreisender musste aussteigen, und mir bleibt nur das wenige an Notizen, das ich mir während der knappen Stunde, die mir für das Studium des Buches gegeben war, machen konnte.



Die Rigi vom Walchwiler Berge aus

Photo Ernst Brunner